



Brigitte Schmid-Gugler
Aller Liebe eigen

Gedichte

Klaus Isele Editor

Inhalt

Überhaupt Gedichte lesen. Begleitsätze von Rainer
Stöckli

Ein Dennoch in der Anmassung

Entlang der staumauergrauen Stunde

Tage wie Eselsohren

Es kann aus jeder Richtung kommen

Überhaupt Gedichte lesen

Begleitsätze von Rainer Stöckli

Erzählprosa lesen – das geht fast immer von alleine. Lyrik hingegen? Fordert eine jede Lektüre von Gedichten ›Erläuterung‹? Braucht die Kenntnisnahme zeitgenössisch hochgetragener Liebeslyrik ›Begleitsätze‹? Natürlich nicht. Allenfalls Lesers Bereitwilligkeit, sich auf poetisches Reden einzulassen, gewissenhaft: das dünkt mich eine Vorbedingung des Gedichtelesens. Denn so ganz franko wird uns Lesenden das Einverständnis mit dichterischer Textur nicht zuteil. Glücklicherweise wird aber seit je dem, der sich mit Lyrik befasst, zu lesen geholfen. Wer beispielsweise Sappho-Texten sich nähert, der resp. dem ist Hilfe geboten in Form ausgewogener Hinführungen zum Beispiel von Bernhard Böschenstein.

Wenn ich mich hier mit Begleitsätzen aufspiele, so deshalb, weil ich Jahre lang Gelegenheit hatte, mein Verständnis von Brigitte Schmid-Guglers dichterischen Texten zu kultivieren. Kommt einem Vorsprung gleich. Andere lesen anders – das ist der Sinn Büchermachens und des Buchvertriebs. Allgemein indes dürfte gelten: Das Vorhaben, Lyrik zu lesen, sei der Bereitschaft untertan, Texte zu ›kauen‹. Man streife sonst am poetischen Reden, streiche insbesondere am Sagen der Liebe vorüber wie Wind am hohen Gras. Man kann Texte ja auch (statt zu kauen) ›fliehen‹ ...

›Einlassung‹ also ist anempfohlen, ein alttestamentlich inspirierter Vergleich ist gewagt. Es geht um nicht mehr, aber auch nicht weniger, als dass die pp. Leserschaft sich getraue, in die Angebote, welche in der ersten Abteilung

gemacht und die dem Buchtitel unterstellt sind, eigene Gemütsbewegung zu investieren, beispielsweise in die Sprach-Gebärden

des anderen Tier sein zu wollen
den Kamm der Unswelt zu fluten
mit blauer Kreide Zeichen zu schreiben
vom Anderen die Bauchwärme einer Leitkuh
sich bringen zu lassen
das eigene Bündel zu dem des Anderen zu legen
Zaungast zu sein beim Anderen: in dessen Traum
sich zu verstehen, ja sich aufzuführen, als sei man
ein/das Blutsgeschwister des Anderen.

Angesichts der zweiten Abteilung dieser Gedichtsammlung möchte es darum gehen, wieder um nicht mehr, aber auch nicht um weniger, lesenderweis von Flidhais und der neunäugigen Agnatha, von Takutsi und Lufttieren, von Nachtkälbern und Wolkenpferden, von bäumigem Gewirk und Tabernakeln sich eigene Inbilder zu schaffen. Da und dort im Buch mag man sich gewiegt oder gebettet vorkommen, anderswo in Aufruhr versetzt, zu Parteinahme verführt, zum Farbenprüfen angestiftet, zur Neudeutung von Landschaften / Blühzeug / Mineralischem angehalten. Alles in allem haben Schmid-Guglers Texte jedoch kein Naturwissen im Blick, keine Welterklärung im Sinn; die Wortfiguren und Bilder, Metaphern und Topoi gründen auf einem ausserordentlichen Sprachvermögen, sie stammen aus der Kopffinnenwelt, dorthin, wo Erlebtes Ausdruck gefunden hat und stillesteht, wo Gedachtes Orakel geworden ist und aufgehoben bleibt.

Davon (unter anderem) lebt Poesie. Allenfalls am Horizont dichterischer Ausdruckskunst tangieren Gedichte dieser

Sammlung das Mystische; berühren – zualleräusserst – das, was meines Erinnerns der Sankt Galler Germanist Dominik Jost ›Literaturliteratur‹ geheissen hat: notiert aufgrund des Inbesitzes eines belesenen Menschen, der Lyrik zu fertigen imstand ist in Kenntnis dessen, was einmal respektive was je Literatur war. Der hier erinnerte Begriff ist in der Literaturkritik bis heute produktiv, bald hoch-, bald abwertend. Was er umfasst / was ich damit benenne, ist mit dem Einzeiler in der dritten Abteilung aufs Schönste erfüllt: *Deine Spitzfindigkeiten, Ännchen von Tharau, haben sich mir eingebleut.* (S. →)

In ihrer dritten Abteilung legt Schmid-Gugler Einzeiler vor. Sie heischen wenig Atem, aber sind nicht bloss Bissen oder Fetzen, leicht verdaulich oder aus dünnem Tuch. Einzeiler sind eben keine ›Spielform der Poesie‹ – Gerhard Grümmer beweist das, indem er auf sie nicht eintritt. Nicht nur deshalb, weil sie ohne Endreim auszukommen haben. Sie werden auch nicht anthologisiert. Einzige mir erinnerliche Ausnahme: die 1999 ›zeitgenössisch‹ geheissene Sammlung des Slawisten Felix Philipp Ingold. Darin Verweise auf altsprachliche »Tür-, Grab- und Vaseninschriften« sowie auf barocke und spätere Epigrammatik. Aber daran nehmen die Einzeiler Schmid-Guglers nicht Mass, und sie wetteifern auch nicht mit Aphorismen, gerade weil nichts an ihnen weise tut, klüglerisch ist, Lehrdichtung sein will. Sie haben tatsächlich keine oder sozusagen kaum Vorbilder. Mein Lesegedächtnis gibt nur grad Ernst Jandls *Verzwickten Vogel* her und seine *Zeilen* (1989), später des erwähnten Ingold, diesfalls des Lyrikers, Zyklen *Flammenschrift* (1999) und *Ortstermine* (2003).

In den genannten Reihen bzw. Zyklen stecken andere Beweggründe, sind andere Schreibprogramme geprobt (z. B. in Jandls *ganz ernst sieht gott zu* die Stammvokal-Folge a/e/i/ o/u). Im vorliegenden Buch hingegen liest man

›poetische Setzungen‹; nach jeweils einer kommt niemand mehr und geht nichts weiter. *Stürbe sichs leichter in herbeigedünkeltem Licht?* Ist angelegt als Frage – aber nicht auf Antwort aus. Ein Satz fernab von Sinnspruch, von Maximen alias Lebensregeln, von Bonmots. Die versteckte Selbstbefragung stammt eben aus einem Tag mit Eselsohr, steht eben auf einem Blatt mit Knick ... (Vgl. S. →)

Wär wohl aber allzu keck gewesen, mit so beschaffenen Sätzen (›Setzungen‹) die Gedichtfolge zu beschliessen. Insofern passgenau eine vierte Abteilung: Sie dünkt mich luftiger, vogelfrei, spielfreudig. Die Texte daselbst beanspruchen eine höherbreitertiefere Bühne. In Schauspielhäusern, die ich von Aufführungen her erinnere, gehen Vorhänge auf oder zu. Sie geben den Blick in den Spiel-Raum frei, indem sie rechts weg- und links weggezogen werden, dann seitwärts gerafft bleiben oder hinterm Bühnenrahmen verschwunden sind, zum Spiel-Schluss von dort aus, vor dem eisernen Vorhang, zusammengezogen werden – Spiel aus. Entweder dies, oder aber der Vorhang, jetzt ein einziges Stück, wird an die Oberkante des Guckkastens aufgezogen und dort drapiert (in Schillers Dramentexten heisst der Akt deswegen ›Aufzug‹). – Vergleichbar, Vorhang auf / Vorhang zu, offerieren die Gedichte der aus dem Buch geleitenden Abteilung Szenen oder Auftritte. Wenn nicht Vorgänge, so Stilleben. Wenn Begegnungen, dann Konflikte oder Kollisionen. Die vorsichtigsten Texte unter ihnen, insofern doch verwandt mit gewissen Einzeilern, haben Frageform:

Dürfte einer wie König Artus in die Stube latschen?

Was macht Eine, der das Wünschen geschenkt wird?

Inwiefern wären Heucheln und Meucheln Geschwister?

Vielleicht dürfen Gedichte wie die hiermit vorgelegten (manche von ihnen) gelesen werden wie Augenaufschläge.

Ziehn wir die Lieder hoch, spielt sich zeilenweis / absatzweis etwas ab - buchblattklein ist ein ›Tableau‹ geboten. Schliessen wir unterm Blattwenden, sekundenbruchteilkurz, die Lieder, so schweift, was in Schmid-Guglers poetischer Sprache einsitzt, als zeitweiliges Eigentum durch unser Bewusstsein. Das sei der Sinn Büchermachens: Gedichtbände sollen Schöne Literatur vorrätig halten.

